



Leseprobe aus Müller, Einführung in die Interaktionssoziologie,
ISBN 978-3-7799-7104-7 © 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7104-7](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7104-7)

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	9
Vorwort (für Lehrende)	10
Vorwort (für Studierende) und eine kleine Leseanleitung	12
Ein Leitfaden durch das Buch	14
1 Die Entdeckung der Interaktionsordnung	17
1.1 Am Anfang stand die Wechselwirkung	17
1.2 Kleingruppenforschung und Interaktionssoziologie	22
1.3 Anwesenheit und der Zwang zur Selbstdarstellung	30
1.4 Rollentheorie: „Theater, Theater – der Vorhang geht auf!“	35
2 Merkmale und Regeln von Face-to-Face Interaktionen	47
2.1 Anwesenheit und wechselseitige Wahrnehmung	47
2.2 Das Problem der doppelten Kontingenz	56
2.3 Gefährliche Begegnungen	61
2.4 Körper im Raum: Zur Organisation von Nähe und Distanz unter Anwesenden	73
2.5 Kommunizierende Körper und die Besonderheiten unmittelbarer Interaktion	87
2.6 Die Eigengesetzlichkeit sozialer Interaktionen	101
3 Theoretische und methodologische Grundlagen der Interaktionssoziologie	119
3.1 Begriffliche Abgrenzungen: Interaktion vs. Handeln, Kommunikation und Praxis	120
3.1.1 Handeln vs. Interaktion	121
3.1.2 Kommunikation vs. Interaktion	125
3.1.3 Praxis vs. Interaktion	129
3.2 Grundannahmen der Interaktionstheorie I: normatives vs. interpretatives Paradigma	132
3.2.1 Das normative Paradigma	133
3.2.2 Das interpretative Paradigma	135
3.2.3 Interaktionstheoretische Ansätze als Teil des interpretativen Paradigmas	136

3.3 Grundannahmen der Interaktionstheorie II: die Mikro-Makro-Unterscheidung	138
3.3.1 Die zwei Bedeutungen der Mikro-Makro-Unterscheidung: Untersuchungsgegenstand und Erklärungswege	139
3.3.2 Spielarten der Interaktionstheorie	148
3.4 Fazit	165
4 Aktuelle Forschungsfelder der Interaktionssoziologie	167
4.1 Interaktion vs. Telekommunikation	168
4.1.1 Unterschiede und Gemeinsamkeiten von direkter und technisch vermittelter Kommunikation	170
4.1.2 Re-Konzeptualisierungen des Interaktionsbegriffs	179
4.1.3 Zur (Un-)Ersetzbarkeit direkter Interaktion	186
4.2 Die Grenzen der Interaktion(sordnung)	199
4.2.1 Interaktion von und mit Menschen mit Behinderungen und kranken Menschen	202
4.2.2 Interaktion von und mit (Klein-)Kindern und (Haus-)Tieren	213
4.2.3 Aktanten, Agenten und Avatare: Interaktion mit technischen Artefakten	230
4.2.4 Offene Fragen an den Rändern der Interaktion	246
Glossar zu Fachbegriffen der Interaktionssoziologie	249
Literaturverzeichnis	261

Vorwort (für Studierende) und eine kleine Leseanleitung

Zwei verliebte Menschen, die sich tief in die Augen schauen, eine flüchtige Begegnung zwischen Fremden in einem engen Korridor, ein Spiel in der Fußball-Bundesliga und ein Passant, der sein Fahrrad durch die volle Fußgängerzone schiebt: Die Gemeinsamkeit all dieser sozialen Situationen besteht darin, dass sich Personen hier unmittelbar begegnen, d. h. sie sind gleichzeitig am selben Ort körperlich anwesend, nehmen sich wechselseitig wahr – wenn auch unterschiedlich intensiv – und reagieren in irgendeiner Art und Weise auf die Anwesenheit der anderen. Das sind die konstitutiven Merkmale einer besonderen Form von Sozialität, für die der soziologische Fachbegriff *soziale Interaktion* bzw. *Face-to-Face Interaktion* lautet. Er besagt, dass unter den Bedingungen der körperlichen Anwesenheit und wechselseitigen Wahrnehmung besondere Regeln für den Umgang miteinander gelten. Das ist die Ausgangsthese der Interaktionssoziologie, die sich mit der Erforschung eben dieser Regeln beschäftigt. Demnach macht es also einen Unterschied, ob Menschen sich direkt von Angesicht zu Angesicht begegnen oder nur vermittelt durch Schrift oder elektronische Geräte miteinander zu tun haben, wie z. B. in einem Brief oder einer E-Mail. So ist es z. B. viel einfacher auf eine E-Mail nicht zu reagieren, als eine Person zu ignorieren, die mich auf der Straße direkt anspricht oder grüßt. Die meisten Menschen werden den Gruß erwidern – und zwar unabhängig davon, ob sie die andere Person kennen oder nicht. Man kann gar nicht anders, sondern reagiert fast automatisch (auch wenn man sich danach vielleicht fragt, wer das eigentlich gerade war). Wie genau diese Art sozialer Alltagsmagie funktioniert und welche Regeln unter Anwesenden gelten, gehört zu den zentralen Fragestellungen der Interaktionsforschung und steht im Mittelpunkt dieses Einführungsbuchs.

Im Soziologiestudium spielt die Interaktionsforschung vor allem während der ersten Semester bzw. der soziologischen Grundausbildung eine wichtige Rolle. So werden Studierende häufig losgeschickt und sollen kleine alltägliche Begegnungen beschreiben und mit Konzepten der Interaktionstheorie analysieren. Das ist ein guter Einstieg in die Soziologie und lässt sich aufgrund der leichten Zugänglichkeit solcher kleinen Ereignisse leicht umsetzen. Die Studierenden fertigen Beschreibungen der beobachteten Situationen an, in denen sie sich von dem Geschehen distanzieren und statt eines Teilnehmenden die Perspektive soziologischer Beobachter:innen einnehmen. Auf diese Weise wird dann schnell klar, dass das, was sie sehen, gar nicht so selbstverständlich und unkompliziert ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Man merkt z. B. schnell, dass die Kommunikation in vielen dieser Alltagsbegegnungen in Form bestimmter Paarsequenzen abläuft.

Ähnlich wie bei der Begrüßung auf den Gruß der Gegengruß folgt, so folgt auf das Stellen einer Frage („Wie geht's?“) eine Antwort („Gut. Danke.“) oder auf ein Angebot (Tür offenhalten) dessen Annahme (durchgehen und lächeln) oder aber Ablehnung („Nein danke, Sie zuerst!“).

Auf den ersten Blick erscheinen diese kleinen wechselseitigen Rituale eher beiläufig und unwichtig, gleichzeitig merkt man schnell, dass sie nahezu omnipräsent sind und unser gesamtes Leben und unseren Alltag durchziehen. Außerdem üben sie einen gewissen Zwang auf uns aus, denn unter körperlich Anwesenden – und nur auf solche Situationen beziehen sich diese Überlegungen – ist es ziemlich schwierig und irgendwie unangenehm, nicht zurückzugrüßen, auf eine Frage nicht zu antworten oder auf eine offengehaltene Tür gar nicht zu reagieren. Die Leser:innen können das ja bei Gelegenheit mal versuchen und werden schnell merken, wie schwer das fällt und wie die anderen Menschen mit Irritation, wenn nicht sogar Ablehnung reagieren. Verweigert man diese ritualisierten Reaktionen über eine längere Zeit hinweg systematisch, gerät man schnell unter Verdacht, an einer Störung des Sozialverhaltens zu leiden, gilt als seltsam, wird gemieden oder sogar zum Arzt geschickt.

Bei der Auseinandersetzung mit diesen alltäglichen Interaktionsritualen fällt außerdem auf, dass viele der üblichen Methoden der empirischen Sozialforschung hier nicht funktionieren: So erscheint es wenig sinnvoll, die Interaktionsteilnehmer:innen danach zu fragen, was sie bei diesen Begegnungen denken, welche Absichten und Einstellungen sie haben und wie genau sie die Entscheidung treffen, einen Gruß zu erwidern. Weder kann man die Leute dazu interviewen (es ist zumindest nicht mit weiterführenden Antworten zu rechnen) noch scheinen Modellrechnungen bzgl. der Einflüsse auf ihre Handlungswahl hierbei zielführend zu sein. Stattdessen hat man beim Beobachten ihres Verhaltens den Eindruck, dass sie eher automatisch reagieren und manchmal selbst über ihre Reaktionen erstaunt sind. Die Anwesenheit anderer Menschen und das Bewusstsein, dass diese das eigene Verhalten wahrnehmen, scheinen einen gewissen Druck auszuüben, der eine Eigendynamik erzeugt. Entsprechend fokussiert die Interaktionssoziologie auch weniger den einzelnen Menschen, dessen Ziele und Absichten, als vielmehr die Verstrickungen zwischen anwesenden Personen. Goffman, der Gründervater der Interaktionssoziologie, hat es folgendermaßen formuliert:

„Ich setze voraus, daß der eigentliche Gegenstand der Interaktion nicht das Individuum und seine Psychologie ist, sondern eher die syntaktischen Beziehungen zwischen den Handlungen verschiedener gleichzeitig anwesender Personen. [...] Es geht hier also nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen.“ (Goffman 1973a: 8 f.)

Ein Leitfaden durch das Buch

Das vorliegende Einführungsbuch richtet sich vor allem an Anfänger:innen der Soziologie bzw. der Interaktionssoziologie, also Studierende in den ersten Fachsemestern. Zumindest die ersten beiden Kapitel setzen wenig Vorwissen voraus und die vorgestellten Begriffe und Zusammenhänge werden ausführlich erklärt. Da man dafür etwas mehr Seiten braucht, kann nur eine begrenzte Anzahl interaktionssoziologischer Konzepte vorgestellt werden, und an manchen Stellen werden bestimmte Anschlüsse aus Platzgründen nur angedeutet. Zusätzlich finden sich Vorschläge für eine vertiefende Lektüre. Fürs schnelle Nachschlagen gibt es ganz hinten im Buch ein Glossar mit wichtigen interaktionssoziologischen Fachbegriffen und Konzepten.

Dieses Buch basiert auf der Überzeugung, dass Begriffe in der Soziologie (wie in der Wissenschaft generell) eine wichtige Rolle spielen. Letztlich sind Begriffe die kleinsten Einheiten jeder wissenschaftlichen Analyse, daher sollten sie präzise, eindeutig und zweckmäßig sein (vgl. Opp 2014: 141 ff.). Das bedeutet, dass ihre Bedeutung klar und nicht missverständlich oder unscharf sein darf und ihre Verwendung einen analytischen Mehrwert bei der Untersuchung sozialer Wirklichkeit mit sich bringen muss, nur dann sind sie überhaupt brauchbar. Außerdem sollten sie an bereits bestehende andere soziologische Grundbegriffe anchlussfähig sein. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt sind, lassen sich mithilfe von Begriffen auch klare theoretische Zusammenhänge formulieren. Das sind wichtige Voraussetzungen für das wissenschaftliche Arbeiten, aus denen sich schließlich auch der Aufbau dieses Buchs ergeben hat.

Zu Beginn steht eine (wirklich kurze) Geschichte des Interaktionsbegriffs und dessen Etablierung als soziologischem Grundbegriff. Das ist wichtig, um die zunehmende Präzisierung des Begriffs nachvollziehen zu können. Hier zeigt sich die Plastizität des Fachs und seiner Interessen (d. h. die Form- und Veränderbarkeit der soziologischen Fragestellungen), denn die Soziologie hat sich nicht immer für Sozialität unter Anwesenheitsbedingungen interessiert und der entsprechende Begriff wurde erst in den 1950er Jahren von Erving Goffman entwickelt. Gleichzeitig zeigt diese Darstellung aber auch, dass sich die Bedeutung solcher zentralen Fachbegriffe im Lauf der Zeit verändern kann. Zum anderen soll dieser historische Einstieg dabei helfen, theoriegeschichtliche Zusammenhänge in der Soziologie besser zu verstehen, also z. B. die Frage, an wessen Arbeiten Goffman eigentlich anschließt und warum ausgerechnet in dieser Zeit auf einmal direkte Begegnungen in den Fokus der Soziologie gelangen.

Im zweiten Kapitel werden die wichtigsten Grundannahmen und Konzepte der Interaktionssoziologie beschrieben und damit zahlreiche Instrumente und Heuristiken für die empirische Analyse sozialer Situationen geliefert. Es beginnt mit einer detaillierten Beschreibung der Besonderheiten unmittelbarer Begegnungen: Was genau passiert eigentlich aus einer soziologischen Perspek-

tive, wenn mindestens zwei Personen körperlich anwesend sind? Zu welchen Problemen kann es kommen und wie lässt sich das beobachtbare Verhalten der Beteiligten erklären? Die Beschreibungen werden mit zahlreichen Beispielen illustriert. Hierbei handelt es sich sowohl um Analysen aus eigenen Forschungsprojekten, um die Vorstellung lesenswerter Ergebnisse von Kolleg:innen oder aber auch um passende Zitate aus der unterhaltenden, fiktionalen Literatur (Belletristik), also z. B. Romanen.

Im Zentrum des dritten Kapitels stehen die theoretischen und methodologischen Grundannahmen, die mit dem Interaktionsbegriff verbunden sind, die allerdings nur selten expliziert werden. Dieses Kapitel richtet sich nicht unbedingt an Anfänger:innen der Soziologie, sondern eher an Studierende höherer Semester. Ziel ist es, interaktionssoziologische Perspektiven in den größeren Zusammenhang soziologischer Theorien einzuordnen. Dazu wird zunächst der Interaktionsbegriff gegen andere Elementarbegriffe zur Erfassung von Sozialität abgegrenzt: Inwiefern unterscheiden sich Interaktionen von Handlungen, von Kommunikation oder sozialen Praktiken? Und in welchem Verhältnis stehen diese Begriffe zueinander? Anschließend werden die Grundannahmen der Interaktionstheorie vor dem Hintergrund verschiedener Typologien soziologischer Theorien beschrieben: der theoriehistorisch bedeutsamen Unterscheidung zwischen normativem und interpretativem Paradigma sowie der Differenzierung von Mikro- und Makrosoziologie. Für ein besseres Verständnis dieses teilweise sehr abstrakten Stoffs werden hier auch bildliche Darstellungen verwendet, die die Grafikerin Julia Neller in engem Austausch mit mir entwickelt hat.

Im vierten und letzten Kapitel werden schließlich zwei aktuelle Forschungsfelder der Interaktionstheorie vorgestellt sowie die damit verbundenen theoretischen Weiterentwicklungen in diesen Bereichen. Dieser Abschnitt richtet sich an Studierende, die die Grundlagen der Interaktionssoziologie bereits kennen und nun vielleicht auf der Suche nach einem passenden Thema für ihre Abschlussarbeit sind. Das sind zum einen Forschungsarbeiten zur Analyse technisch vermittelter Kommunikation (z. B. Videotelefonie) und der Frage, inwiefern sich diese noch mit dem klassischen Interaktionsbegriff erfassen lässt, und zum anderen Studien zu den Grenzen der Interaktion. Hier geht es u. a. um Begegnungen mit Menschen oder auch Tieren oder technischen Artefakten, in denen die von Goffman beschriebenen Interaktionsregeln nur bedingt anwendbar sind. Dieses Kapitel wurde gemeinsam mit meiner Mitarbeiterin Marie-Kristin Döbler verfasst.

Man kann dieses Buch von vorne bis hinten durchlesen, muss man aber nicht. Vor allem wenn man schon Vorkenntnisse hat und weiß, was eine soziale Interaktion ist bzw. worum es in der Interaktionssoziologie geht, ist es auch möglich, sich nur gezielt einzelne Konzepte, begriffliche Abgrenzungen oder Forschungsfelder anzuschauen – sozusagen nach Bedarf. Da die Beispiele und gelegentlich weiterführende Überlegungen in Form kleiner Exkurse typografisch abgesetzt sind, kann man diese bei der Lektüre auch überspringen, wenn man sie zum besseren

Verständnis nicht braucht. Wenn man noch keine Vorstellung von Interaktion hat (und für den historischen Abriss zu ungeduldig ist), sollte man vermutlich spätestens mit dem zweiten Kapitel in die Lektüre einsteigen. Auf die Lektüre der letzten beiden Kapitel kann man als Anfänger:in vielleicht noch verzichten und sie auf einen späteren Zeitpunkt im Studium verschieben. Und jetzt kann es losgehen.

1 Die Entdeckung der Interaktionsordnung

Interaktion gehört heute unbestritten zu den soziologischen Grundbegriffen und beschreibt verschiedene Formen des unmittelbaren Sozialkontakts unter mindestens zwei anwesenden Personen.¹ Das war jedoch nicht immer so und daher beginnt diese Einführung in die Interaktionssoziologie mit einer kurzen Begriffsgeschichte. Die historischen Hintergründe zu kennen, hilft nicht nur besser zu verstehen, was genau mit Interaktion gemeint ist, sondern fördert auch die Entwicklung eines soziologischen Bewusstseins, also der Fähigkeit, die Welt aus einer soziologischen Perspektive zu betrachten. Denn tatsächlich handelt es sich bei vielen Phänomenen, mit deren Analysen sich die Soziologie beschäftigt – und das gilt für die Interaktionssoziologie ganz besonders –, um Erfahrungen aus dem alltäglichen Leben. Daher ist es für Anfänger:innen der Soziologie wichtig zu lernen, sich von der gewohnten Sicht auf die Dinge zu distanzieren. Das wiederum macht es notwendig, soziologische Fachbegriffe und deren präzise Bedeutung kennenzulernen, die sich häufig deutlich von der Alltagssprachlichen Verwendung unterscheidet. Um die Bedeutung sowie den analytischen Mehrwert eines Begriffs verstehen zu können, ist es hilfreich, sich mit der Herkunft dieses Begriffs und dem Ursprung des soziologischen Interesses daran zu beschäftigen. Bezogen auf den Interaktionsbegriff heißt das: Seit wann und warum hat die Soziologie irgendwann damit begonnen, sich mit direkten Begegnungen zwischen Menschen zu befassen? Was ist das Besondere daran? Seit wann gibt es einen Fachbegriff dafür und wer hat den erfunden?

1.1 Am Anfang stand die Wechselwirkung

In seiner Alltagssprachlichen Verwendung hat der Interaktionsbegriff zunächst einmal keinen Bezug zu Sozialität. Vielmehr verweist er in seiner wörtlichen Bedeutung auf ein Geschehen bzw. eine Tätigkeit (*actio*), die sich zwischen (*inter*) verschiedenen Einheiten abspielt. Diese Einheiten müssen nicht notwendigerweise Menschen sein. So spricht man z. B. auch in der Medizin oder der Physik häufig von Interaktionen und bezieht sich damit auf die Wechselbeziehungen verschiedener Einheiten untereinander, wie z. B. zwischen Arzneimitteln oder Elementarteilchen. Im weitesten Sinne könnte man Interaktion also mit wechselseitiger Beeinflussung oder auch Wechselwirkung übersetzen.

1 Im Folgenden werden die Begriffe soziale Interaktion, unmittelbare/direkte Begegnung und soziale Situation weitgehend synonym verwendet.

In diesem sehr weiten Verständnis liegt auch der Beginn der Begriffsgeschichte von Interaktion in der Soziologie: So erklärte Georg Simmel (einer der Gründerväter der Soziologie, siehe Kasten) Anfang des 20. Jahrhunderts, dass Gesellschaft (er nannte das Vergesellschaftung) überall dort stattfindet, „wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten“ (Simmel 1908a/1992: 17). Seiner Ansicht nach sollten eben diese Formen vergesellschaftender Wechselwirkungen den zentralen Untersuchungsgegenstand der neuen Wissenschaft der Soziologie bilden. Darin unterschied er sich von anderen Gründervätern der Soziologie, für die nicht diffuse Wechselwirkungen, sondern soziales Handeln (Max Weber) oder soziologische Tatbestände (Émile Durkheim) die kleinsten Einheiten von Sozialität und damit Hauptuntersuchungsgegenstände der Soziologie waren.

Simmel zufolge resultieren Wechselwirkungen daraus, dass „der Mensch in ein Zusammensein, ein Füreinander-, Miteinander-, Gegeneinander-Handeln, in eine Korrelation der Zustände mit anderen tritt, d. h. Wirkungen auf sie ausübt und Wirkungen von ihnen empfängt“ (ebd.: 18). Das, was der eine erwartet, tut oder wahrnimmt, hat demnach Auswirkungen auf die Erwartungen, die Wahrnehmung und das Tun anderer. Wechselwirkungen verweisen also auf sehr verschiedene Formen sowie Aggregatzustände des Sozialen: von der flüchtigen Begegnung zwischen Fremden über kleine Gruppen wie Familien bis hin zu formalen Organisationen und Institutionen wie dem Staat. Der Begriff der Wechselwirkung umfasst Sozialität schlechthin und damit deutlich mehr als nur die unter Anwesenden stattfindenden Kontakte, die von Simmel nicht gesondert behandelt wurden. Bemerkenswert an Simmels Beschreibungen ist jedoch, dass er explizit auch kurze, unwichtig erscheinende Formen von Sozialität in seiner Arbeit berücksichtigt hat. Seiner Ansicht nach gehören soziale Mikro-Ereignisse ebenso zum Gegenstandsbereich der Soziologie wie größere, dauerhafte und gut sichtbare soziale Phänomene. Demnach gebe es „eine unermessliche Zahl von kleineren, in den einzelnen Fällen geringfügig erscheinende[n] Beziehungsformen und Wechselwirkungsarten zwischen Menschen, die aber von diesen einzelnen Fällen in gar nicht abzuschätzender Masse dargeboten werden und [...] doch erst die Gesellschaft, wie wir sie kennen, zustandebringen“ (ebd.: 32). Demnach bilden diese ephemeren Wechselwirkungen die Grundlage und das Bindemittel der Gesellschaft und „knüpfen uns unaufhörlich zusammen“ (ebd.: 33). Aufgrund dieser Überlegungen gilt Simmel auch heute noch als Gründervater der Mikrosoziologie² bzw. Wegbereiter der Interaktionstheorie.

2 Die Bezeichnung Mikrosoziologie wird bisweilen auch für handlungstheoretische Ansätze (vor allem für Spielarten der Theorie rationaler Wahl) verwendet. Im Unterschied zum hier verwendeten Verständnis von Mikrosoziologie werden in dieser Theorietradition soziale Phänomene durch die Reduktion auf die Handlungen Einzelner erklärt (vgl. Kap. 3.3.1).

Georg Simmel (1858–1918) – Begründer der Mikrosoziologie

Simmel gilt heute als „Klassiker der Soziologie“ und als Begründer der (interaktionstheoretischen) Mikrosoziologie. Seinem Verständnis von Soziologie zufolge bildet *Vergesellschaftung* den zentralen Untersuchungsgegenstand. Darunter fasst er alle möglichen Arten und Formen von Wechselwirkungen, durch die Individuen aufeinander einwirken – und zwar auch flüchtige Begegnungen und kleine Ereignisse. Das Interesse daran spiegelt sich in den Überschriften seiner Arbeiten wider: „Soziologie der Mahlzeit“, „Philosophie des Abenteuers“ und „Exkurs über Treue und Dankbarkeit“.

Simmels Idee einer Allgemeinen Soziologie wird auch als *Formale Soziologie* bezeichnet: Das bezieht sich auf die von ihm vorgenommene Trennung von Form und Inhalt der Wechselwirkungen. Während die Inhalte von Wechselwirkungen beliebig variieren können, bleiben die Formen seiner Ansicht nach historisch und kulturell stabil und lassen sich in praktisch allen Gesellschaften wiederfinden. Als Beispiele solch universeller Formen menschlichen Handelns und Zusammenlebens beschreibt Simmel z. B. den Streit, den Wettbewerb, die Figur des Fremden, die Dyade, die Triade sowie die Über- und Unterordnung. Auch wenn Simmel selbst weder den Begriff Interaktion verwendete noch das, was wir heute so nennen, bei ihm explizit beschrieben wurde, lässt sich das später von Goffman entwickelte Konzept der Interaktion als eine solche Form zwischenmenschlichen Zusammenlebens verstehen. Nicht zuletzt deshalb finden sich in Goffmans Texten zahlreiche Simmel-Zitate. Bis heute wird auch in aktuellen Arbeiten der Interaktionssoziologie sehr häufig eine Passage aus Simmels „Exkurs über die Soziologie der Sinne“ zitiert. Darin beschreibt Simmel die herausragende Bedeutung der Augen für die wechselseitige Wahrnehmung in unmittelbaren Begegnungen:

„Unter den einzelnen Sinnesorganen ist das Auge auf eine völlig einzigartige soziologische Leistung angelegt: auf die Verknüpfung und Wechselwirkung der Individuen, die in dem gegenseitigen Sich-Anblicken liegt. Vielleicht ist dies die unmittelbarste und reinste Wechselbeziehung, die überhaupt besteht. [...] Die höchst lebendige Wechselwirkung aber, in die der Blick von Auge in Auge die Menschen verwebt, kristallisiert zu keinerlei objektivem Gebilde, die Einheit, die er zwischen ihnen stiftet, bleibt unmittelbar in das Geschehen, in die Funktion aufgelöst. [...] Die Enge dieser Beziehung wird durch die merkwürdige Tatsache getragen, daß der auf den Andern gerichtete, ihn wahrnehmende Blick selbst ausdrucksvoll ist, und zwar gerade durch die Art, wie man den Andern ansieht. In dem Blick, der den Andern in sich aufnimmt, offenbart man sich selbst; mit demselben Akt, in dem das Subjekt sein Objekt zu erkennen sucht, gibt es sich hier dem Objekt preis.“ (Simmel 1908a/1992: 723 f.)

Weiterführende Literatur:

Jung, Werner (2016): Georg Simmel zur Einführung. 2. vollständig überarbeitete Auflage. Hamburg: Junius.

Lautmann, Rüdiger/Wienold, Hanns (Hrsg.) (2018): Georg Simmel und das Leben in der Gegenwart. Wiesbaden: Springer VS.

Müller, Hans-Peter/Reitz, Tilman (2018): Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität. Berlin: Suhrkamp.

Smith, Gregory W.H. (2022): Georg Simmel. In: Lenz, Karl/Hettlage, Robert (Hrsg.): Goffman-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Berlin: J.B. Metzler, S. 89–96.

Tyrell, Hartmann/Rammstedt, Otthein/Meyer, Ingo (Hrsg.) (2011): Georg Simmels große „Soziologie“: Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren. Bielefeld: transcript.

Doch wie genau wurde aus dem doch recht weiten und unspezifischen Simmel'schen Begriff der Wechselwirkung schließlich Interaktion? Das passierte offenbar im Zuge der Rückübersetzung von Simmels Arbeiten ins Deutsche (vgl. Schoeck 1969: 176): So wurden bereits Anfang des 20. Jahrhunderts zahlreiche Texte Simmels von seinen Schülern ins Englische übersetzt. Darunter befanden sich auch Wissenschaftler der University of Chicago, die zeitweise bei Simmel in Deutschland studiert hatten (z. B. Robert Park) und die es später durch die Gründung der sog. Chicago School zu einiger Prominenz in der Soziologie bringen sollten (vgl. Bergmann 2011: 133). Sie übersetzten Simmels Wechselwirkung mit „interaction“ und behielten zunächst noch die ursprüngliche, sehr allgemeine und breite Bedeutung des Begriffs bei. Im Lauf der Zeit verengte sich aber die Bedeutung immer weiter und wurde erst zu „social interaction“ und schließlich zu „face-to-face interaction“. In den 1960er Jahren kam Interaktion dann als Re-Import wieder nach Deutschland. Und auch wenn der Interaktionsbegriff in seiner heutigen Bedeutung kaum noch etwas mit Simmels Wechselwirkungen zu tun hat, bilden letztere den Ursprung dieser kleinen transatlantischen Begriffsgeschichte.

Erving Goffman – Der Gründervater der Interaktionssoziologie (1922–1982)

Goffman gilt als der eigentliche Begründer der Interaktionssoziologie. Zu Lebzeiten war er eine Art Superstar der Soziologie: Seine insgesamt elf Bücher wurden in viele Sprachen übersetzt und sind bis heute Bestseller – auch außerhalb der eigenen Disziplin. Sein erstes Buch „Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag“ („The presentation of self in everyday life“) wurde 1959 veröffentlicht und gilt bis heute als eines der wichtigsten soziologischen Werke des 20. Jahrhunderts. Seine Bücher waren und sind u. a. deshalb so beliebt, weil sie witzig und leicht verständlich geschrieben sind und viele empirische Beispiele beinhalten. Im Zentrum seines Forschungsinteresses stand die Untersuchung direkter Interaktionen und der damit verbundenen Regeln unter den Bedingungen der körperlichen Ko-Präsenz von Menschen, der Interaktionsordnung (*interaction order*). Das war auch der Titel seiner letzten Publikation, einer Rede, die er 1981 als frisch gewählter Präsident des Berufsverbands der US-amerikanischen Soziolog:innen (*American Sociological Association, ASA*) halten wollte. Tatsächlich war er aber schon zu krank dazu und musste die Rede von jemand anderem vorlesen lassen. Die Reflektion über die merkwürdige Situation, die sich daraus ergab, machte er zum Bestandteil der Rede. Goffmans erklärtes Ziel war die Anerkennung von Interaktion als einem eigenständigen Untersuchungsgegenstand in der Soziologie. In diesem Sinne verstand er sich selbst als Interaktionssoziologe und widersetzte sich Zeit seines

Lebens allen Versuchen, seine Arbeiten in den bestehenden theoretischen Paradigmen der Soziologie zu verorten. So wird Goffman bisweilen dem Symbolischen Interaktionismus, der Ethnomethodologie, der Phänomenologie oder der Praxistheorie zugeordnet.

Typisch für Goffmans einzigartige Analysen von Interaktionen ist die Distanziertheit und Befremdung in seinen Beschreibungen menschlicher Begegnungen. Indem er die Ereignisse aus der Position eines Außenseiters beschreibt, verschiebt er die übliche Perspektive und stellt regelmäßig unsere Vorstellungen von Normalität in Frage: z. B., wenn er den Alltag als Theaterbühne begreift oder die Situation der Insassen einer psychiatrischen Klinik so beschreibt, dass man die Brüchigkeit sozialer Ordnung und die Anstrengung erkennt, die es kostet, sich ständig (situations-)angemessen zu verhalten. Zum anderen resultierte die Andersartigkeit seiner Sichtweise auch aus dem Einfluss ethologischer Forschungsarbeiten und seiner Adaption der dort verwendeten Techniken der Feldforschung und Detailbeobachtung tierischer Verhaltensmuster, die er in seinen Schriften auf sehr amüsante Art und Weise auf Menschen übertrug. Dazu gehören z. B. seine Beschreibungen menschlichen Markierungsverhaltens in Situationen, in denen wir unsere Territorien gegen das Eindringen anderer verteidigen und versuchen, entsprechende räumliche Besitzansprüche durch die Verteilung persönlicher Gegenstände geltend zu machen. Auf diese Weise gelang es Goffman, Interaktionssoziologie mindestens genauso unterhaltsam zu gestalten wie einen Zoobesuch.

Viele der von Goffman eingeführten Konzepte und Begriffe prägen auch heute noch die Interaktionssoziologie und werden daher in diesem Buch mehr oder weniger ausführlich vorgestellt, so z. B. die Unterscheidung zwischen zentrierten und nicht-zentrierten Interaktionen oder die höfliche Gleichgültigkeit. Wer sich ein genaueres Bild über die Person Goffmans machen möchte, kann sich im Internet die von Dmitri Shalin angelegten „Erving Goffman Archives“ ansehen, in denen man zahlreiche Zeitungsberichte, Interviews sowie Briefwechsel Goffmans mit Kolleg:innen, Bekannten etc. findet: <http://cdclv.unlv.edu/ega/> (Abfrage: 30.05.2023).

Hier noch eine Liste der wichtigsten interaktionstheoretischen Publikationen Erving Goffmans (Originaltitel und deutsche Übersetzungen):

- 1959: *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday Anchor.
- 1969: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- 1961: *Asylums. Essays on the social situation of mental patients and other inmates*. New York: Doubleday Anchor.
- 1972: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1963: *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings*. New York: Free Press.
- 1971: *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*. Gütersloh: Bertelsmann.
- 1967: *Interaction ritual: essays on the face-to-face behavior*. New York: Doubleday Anchor.
- 1971: *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1971: *Relation in public. Microstudies of the public order*. New York: Basic Books.

- 1974: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1977: The Arrangement between the sexes. In: Theory & Society 4 (3), S. 301–331.
- 1994: Das Arrangement der Geschlechter. In: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht (Hrsg. von Hubert Knoblauch). Frankfurt/M.: Campus, S. 105–158.
- 1983: The Interaction order. American Sociological Association, 1982 presidential address. In: American Sociological Review 48 (1), S. 1–17.
- 1994: Die Interaktionsordnung. In: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M.: Campus, S. 50–104.

Weiterführende Literatur:

Lenz, Karl/Hettlage, Robert (Hrsg.) (2022): Goffman-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Berlin: J. B. Metzler.

1.2 Kleingruppenforschung und Interaktionssoziologie

Es gab also bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der US-amerikanischen Soziologie empirische Studien, die sich mit *interactions* beschäftigten. Zu dieser Zeit bezog sich der Begriff allerdings vor allem auf Dynamiken und Prozesse in kleinen Gruppen. Wenn in diesen Arbeiten die Rede von Interaktionen ist (so z. B. in Robert Bales' „Interaction Process Analysis“ (1950) oder Eliot Chapples „Interaction Chronography“ (1949)), dann sind damit soziale Beziehungen zwischen Individuen gemeint und nicht unmittelbare Begegnungen zwischen körperlich anwesenden Personen. Im Zentrum dieser sog. Kleingruppenforschung standen u. a. die Erforschung von Machtprozessen zwischen den Mitgliedern einer Gruppe, deren Strukturen, Leistungen, Bedingungen der Zusammenarbeit sowie Zufriedenheit in Gruppen etc.

Diese Arbeiten stammten nicht nur aus der Soziologie, sondern auch aus der Psychologie oder der Linguistik. Ihre Analysen differenzierten nicht zwischen Gruppenbeziehungen allgemein und dem Verhalten unter Anwesenheitsbedingungen. Die Feststellung, dass unmittelbare Begegnungen und Gruppen nicht identisch sind, verdanken wir Erving Goffman, dem eigentlichen Begründer der Interaktionssoziologie: Er wies darauf hin, dass direkte Sozialkontakte nicht immer nur in (Klein-)Gruppen stattfinden, sondern auch zwischen zufälligen, einander nicht bekannten Personen, z. B. Passant:innen auf der Straße. Im Gegensatz zu Face-to-Face Interaktionen bestehen Gruppen auch jenseits unmittelbarer Begegnungen weiter. Das Zusammentreffen ist also nur ein Moment innerhalb des Gruppenlebens, wie z. B. ein gemeinsames Abendessen mit der Familie, wobei letztere aber zweifellos weiter Bestand hat, auch wenn ihre Mitglieder nach dem Essen in ihren Zimmern verschwinden. Die Interaktion

jedoch ist bei Verlassen des vorletzten Mitessers beendet. Gemeinsame Anwesenheit ist also kein konstitutives Merkmal von Gruppen, wohl aber von sozialen Interaktionen. Interaktionen sind anders als Gruppen wenig dauerhaft, sie können aber wiederholt werden. Und manchmal (aber nicht immer) entstehen aus solchen wiederholten Interaktionen Gruppen, so z. B. aus einem wöchentlich stattfindenden Seminar.

Soziale Gruppe

Hier haben wir es mit einem anderen soziologischen Grundbegriff zu tun. Wie so oft unterscheiden sich der sehr ungenaue Alltagssprachliche Gebrauch und die wissenschaftliche Bedeutung des Begriffs deutlich voneinander. So verwenden wir die Bezeichnung Gruppe im Alltag sowohl für mehrere Personen, die einander gut kennen und sich regelmäßig treffen (z. B. eine Familie), als auch für eine willkürliche Menschenansammlung auf der Straße (das wäre eher ein Beispiel für eine Interaktion). Weitere alltagsweltlich Anwendungsfälle sind Personen mit gemeinsamen Merkmalen (das wäre aus soziologischer Perspektive eher eine Kategorie, wie z. B. Frauen, Männer oder Angehörige der Steuerklasse 1) und Menschen, denen kollektive Handlungsfähigkeit unterstellt wird (das wären imaginierte Kollektive, wie z. B. die Arbeiterklasse).

Die Bedeutung des Gruppenbegriffs in der Soziologie ist jedoch wesentlich präziser definiert und es gibt eindeutige Kriterien für die Bestimmung einer sozialen Gruppe (vgl. Neidhardt 1979): Demnach kann eine Ansammlung von Individuen nur dann als soziale Gruppe beschrieben werden, wenn es sich um *mindestens drei oder mehr Personen* handelt, deren Gesamtzahl jedoch dadurch begrenzt wird, dass *direkte Interaktion zwischen den Mitgliedern noch möglich* sein muss. Die Gruppe besteht aus einem fest beschreibbaren Kreis von Mitgliedern, die sich kennen und *diffuse Beziehungen* untereinander haben. Die Sozialbeziehungen zwischen ihnen sind also nicht auf spezifische Funktionsrollen eingrenzbar, sondern umfassen eine Vielzahl von Bezügen auf verschiedenen Ebenen. So können Kinder ihre Eltern nicht nur als Essenslieferant:innen und Geldgeber:innen adressieren, sondern sich auch von ihnen trösten lassen. Entsprechend sind die Angehörigen einer Gruppe auch nicht einfach austauschbar, wie bspw. die Mitglieder einer formalen Organisation. Darüber hinaus basieren Gruppen auf *dauerhaften* Formen von Sozialbeziehungen und im Unterschied zu sozialen Interaktionen bleiben sie auch nach dem Auseinandergehen der Mitglieder bestehen.

Bisweilen werden auch ein *Zusammengehörigkeitsgefühl* bzw. eine gemeinsame *Wirklichkeit*, gemeinsame *Handlungsfähigkeit* sowie ein *gemeinsames Ziel* als konstitutive Merkmale von Gruppen genannt. Letztlich würde das jedoch die empirische Anwendbarkeit des Konzepts stark einschränken.

Weiterführende Literatur:

Kühl, Stefan (2021): Gruppe – Eine systemtheoretische Bestimmung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 73, H. 1, S. 25–58.

Neidhardt, Friedhelm (1979): Das innere System sozialer Gruppen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, H. 4, S. 639–660.

Tyrell, Hartmann (1983): Zwischen Interaktion und Organisation: Gruppe als Systemtyp. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie: Perspektiven und Materialien. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 75–87.

Goffman begründete seine Forderung nach der Etablierung der Interaktionssoziologie als eigenständigem Forschungsbereich damit, dass sich bereits innerhalb flüchtiger Begegnungen unter Anwesenden elementare Formen sozialer Ordnung und Regelstrukturen nachweisen ließen und nicht erst in zeitlich stabilen Gruppenbeziehungen. Entsprechend finden sich in vielen frühen Arbeiten Goffmans mehr oder weniger elaborierte Abgrenzungen der Interaktionssoziologie von der Gruppenforschung und Überlegungen zu empirischen Kongruenzen und Unterschieden: Selbst wenn alle Mitglieder einer Gruppe anwesend seien, gehöre doch jedes von ihnen immer auch anderen Gruppen an, die jedoch niemals alle gleichzeitig anwesend sein könnten (vgl. z. B. Goffman 1973b: 9 ff.). Außerdem gebe es viele Versammlungen von Personen, die nicht zur selben Gruppe gehören, niemals ein Wort miteinander wechselten und trotzdem einheitliche Regeln des Umgangs miteinander befolgen würden, so z. B. während der Fahrt in einem Linienbus oder Zugabteil.

Dennoch hängen Gruppen und Interaktionen in der sozialen Wirklichkeit eng zusammen und sind bisweilen sogar aufeinander angewiesen: Auch wenn gleichzeitige Anwesenheit kein konstitutives Definitionsmerkmal sozialer Gruppen ist, ist zumindest das gelegentliche Zusammentreffen in Face-to-Face Interaktionen eine Grundbedingung für den Gruppenerhalt. Denn letztlich können diffuse Sozialbeziehungen – also solche, die sich auf ganze Personen richten³ – nur in unmittelbaren Begegnungen aufgebaut und gepflegt werden (vgl. Neidhardt 1979: 645 f.).

Trotz dieser engen Zusammenhänge unterliegen Gruppen und Interaktionen unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten und bei der Analyse von Gruppenbegegnungen unter Anwesenden sollte das beobachtbare Verhalten entsprechend unterschiedlich zugerechnet werden. Man stelle sich z. B. die Mannschaftssitzung einer Fußballmannschaft vor. Dort werden gemeinsame Ziele besprochen, Trainingsstrategien und Taktiken für bevorstehende Spiele. Wer dabei in welcher Reihenfolge und wie lange sprechen darf, hängt vermutlich vor allem von der Gruppenstruktur und den Machtdynamiken innerhalb der Gruppe ab. Schließlich gibt es ja in einer Fußballmannschaft auch vorstrukturierte Rollenbeziehungen zwi-

3 Im Gegensatz dazu richten sich funktional spezifischen Beziehungen, wie z. B. in beruflichen Kontexten, nur auf klar bestimmbare Teile einer Person bzw. auf die von ihr ausgeübten Rollen (vgl. dazu Parsons 1957: 77). Diese Art Rollenbeziehungen ist in der Regel nicht so sehr auf Anwesenheit angewiesen und funktioniert auch, ohne dass die Beteiligten sich vorher schon begegnet sind.

schen den Mannschaftsmitgliedern. So wird vermutlich der Trainer die Sitzung eröffnen, er hat in der Regel auch die höheren Redeanteile, vergibt das Rederecht und trifft qua Rolle (und in diesem Fall auch Amt) letztlich auch die Entscheidungen (z. B. wer aufgestellt wird und wer nicht). Nach ihm ergreifen in der Mannschaftshierarchie hoch angesiedelte Spieler (z. B. besonders leistungsstarke Führungsspieler oder solche, die schon lange im Verein sind) das Wort, stellen Fragen, bestätigen die Ansicht des Trainers oder versuchen möglicherweise auch, dessen Anweisungen zu unterlaufen. All das lässt sich mit Verweis auf die Besonderheiten der Gruppe erklären.

Darüber hinaus gibt es aber in einer Mannschaftssitzung auch Verhalten, das den allgemeineren Regeln der Interaktion folgt, also mit der gleichzeitigen Kopräsenz mehrerer Personen zusammenhängt und nicht notwendigerweise auf Geschehnisse in Gruppen beschränkt ist. Dazu gehört z. B., dass verbale Kommunikation unter Anwesenden in Form von Zügen (*turns*) organisiert ist: Es kann immer nur einer nach dem anderen sprechen. Diese Sequenzialität ist eine Grundbedingung von Gesprächen und nicht nur eine Frage der Höflichkeit. Tatsächlich scheinen Menschen kognitiv gar nicht in der Lage zu sein, die gleichzeitigen Äußerungen mehrerer Personen zu verstehen oder während des eigenen Redens anderen zuzuhören (vgl. Kieserling 1999: 38 ff.). Das abwechselnde Sprechen bzw. der Sprecherwechsel funktioniert unter Anwesenden vor allem über wechselseitige Wahrnehmung und Augenkontakt.

Ein weiteres soziales Phänomen, das weitgehend unabhängig von Gruppenzugehörigkeiten funktioniert und stattdessen einzig und allein mit der gleichzeitigen Anwesenheit anderer zu tun hat, ist *Verlegenheit*.⁴ Sie tritt in direkten Begegnungen auf und äußert sich als emotionale Reaktion der Situationsteilnehmer:innen auf eine unwillkürliche „Verletzung kultureller Standards und Erwartungen“ (Dreitzel 1983: 150). Das Gefühl von Verlegenheit und die damit verbundene peinliche Situation entsteht z. B., wenn jemand kurzzeitig die Kontrolle über den eigenen Körper oder dessen Ausstattung verliert oder ein Defizit bzgl. erwarteter Interaktionskompetenzen erkennen lässt. Dadurch wird das Bild von sich selbst, das man in einer Begegnung abgeben wollte, diskreditiert (vgl. Goffman 1973g). Beispiele hierfür kennt vermutlich jede:r aus eigener Erfahrung: Das für alle gut hörbare Reißen einer Naht beim Aufstehen, der Rülpsen bei Tisch, ein offener Hosenstall, ein Lachanfall oder eine falsche Geschlechtszuschreibung werden als peinlich wahrgenommen. So etwas kann nun auch während der Ansprache der Mannschaftssitzung der oben erwähnten Fußballmannschaft passieren. Man stelle sich vor, dass dem Trainer, während er gerade über die Faulheit der Außenstürmer schimpft, das Toupet verrutscht. Das ist dann für alle Beteiligten eine äußerst unangenehme Situation. Der Trainer hat das Gefühl, sich vor seinen

4 Die Begriffe Verlegenheit und Peinlichkeit werden im Folgenden synonym verwendet.

Spielern, die ja eigentlich Respekt vor ihm haben sollen, lächerlich gemacht zu haben, und die Spieler müssen versuchen, nicht zu lachen, da sie sonst alles nur noch schlimmer machen würden. Die hier von allen wahrgenommene Peinlichkeit hat aber nichts mit den besonderen Beziehungen innerhalb der Mannschaft zu tun, sondern könnte im Prinzip in jeder sozialen Situation entstehen. Entscheidend ist die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer Personen, die sich wechselseitig wahrnehmen können und daher auch den Ausrutscher bemerken.

Ursprung der Verlegenheit ist also die Sorge um den Eindruck, den man auf die anderen Anwesenden macht, und die Erwartungen der anderen, die man damit enttäuscht zu haben glaubt. Interessanterweise fühlt sich aber nicht nur die Person, der das Missgeschick passiert ist, verlegen, sondern auch die anderen Anwesenden sind peinlich berührt und leiden mit. Verlegenheit ist sozusagen ansteckend! Entsprechend bemühen sich alle Beteiligten darum, die Situation wieder zu normalisieren, damit das unangenehme Gefühl der Verlegenheit verschwindet, alles wieder in geordneten Bahnen verläuft und die Interaktion fortgesetzt werden kann. Üblicherweise geschieht das vor allem dadurch, dass alle so tun, als wäre nichts passiert – obwohl allen sowohl bewusst ist, was geschehen ist als auch, dass es allen anderen ebenfalls bewusst ist. Man verhält sich also *taktvoll* und hilft damit anderen Personen, in einer peinlichen Situation *ihr Gesicht zu wahren*. Eine andere Möglichkeit Verlegenheit aufzulösen, sind Scherze oder kleine Frotzeleien, mit deren Hilfe es allen Beteiligten ermöglicht wird, das Geschehene abzumildern und dessen Ernsthaftigkeit in Frage zu stellen.

Verlegenheit ist deshalb für Soziolog:innen ein so interessantes Phänomen, weil es auf die Existenz bestimmter Regelstrukturen von unmittelbaren Begegnungen hinweist. Genau darauf bezieht sich Goffmans Interaktionsordnung. Unser aller Kenntnis dieses Gefühls belegt demzufolge unser gemeinsames Wissen über bestehende kulturelle und moralische Erwartungen, denen wir – zumindest in der Anwesenheit Anderer – versuchen, gerecht zu werden. Worin genau diese Erwartungen – und damit auch die Normalität von Interaktion – bestehen, lässt sich durch die Analyse peinlicher Situationen rekonstruieren. Sie zeigt, welchen Aufwand wir alle ständig betreiben, um die bestehende Ordnung aufrechtzuerhalten und Verlegenheit möglichst zu vermeiden.

Beispiel

Verlegenheit und peinliche Situationen

Eine anschauliche Beschreibung einer ausgesprochen unangenehmen Situation allgemeiner Verlegenheit findet sich in dem 1961 erschienenen Roman „Revolutionary Road“ (dt. „Zeiten des Aufruhrs“) von Richard Yates. Die Geschichte des Buchs spielt Mitte der 1950er Jahre in einer US-amerikanischen Vorstadt und handelt von den vergeblichen Versuchen des jungen Ehepaars April und Frank Wheeler, aus der Konformität und Oberflächlichkeit ihres Lebens auszubrechen. April ist Hausfrau und kümmert sich um die zwei Kinder, während Frank tags-

über in die Stadt pendelt und im Büro arbeitet. Beide glauben jedoch, sie seien eigentlich zu etwas Höherem berufen und träumen davon, ihren Alltag und die Enge der Vorstadt hinter sich zu lassen und nach Paris auszuwandern. Frank hält sich für einen Intellektuellen – wobei gar nicht so recht klar wird, was das eigentlich ist – und April wäre gerne eine berühmte Schauspielerin.

Das Buch beginnt mit der Beschreibung einer Theateraufführung der „Laurel Players“, einer Laienschauspielgruppe, die von den Wheelers und anderen kulturell ambitionierten jungen Leuten aus der Gegend gegründet wurde. Die Aufführung findet in einer Schulaula statt und entwickelt sich zu einer großen Peinlichkeit für alle Beteiligten, obwohl es zunächst ganz vielversprechend beginnt. April Wheeler spielt die weibliche Hauptrolle in dem Stück und macht ihre Sache anfangs ganz gut. In der folgenden Passage beschreibt Yates, wie die Stimmung von Publikum und Darsteller:innen während der Premiere immer unsicherer und verlegener wird, bis die Situation schließlich für alle kaum noch zu ertragen ist:

„Ihr Name war April Wheeler, und bereits bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne ging ein gerauntes ‚wunderschön‘ durch die Zuschauerreihen. Ein wenig später stupste man sich hoffnungsvoll an und flüsterte: ‚Sie ist wirklich gut‘; einige, die zufällig wußten, daß sie keine zehn Jahre zuvor eine der führenden Schauspielschulen New Yorks besucht hatte, nickten in gebührendem Stolz. [...] Die übrigen Schauspieler, die hinter den Kulissen kauerten und zuhörten, bewunderten sie plötzlich. Oder zumindest waren sie bereit, sie zu bewundern – selbst diejenigen, die ihr bei den Proben gelegentlich ihre mangelnde Bescheidenheit übelgenommen hatten; auf einmal war sie ihre einzige Hoffnung.

Der Hauptdarsteller war am Morgen an Darmgrippe erkrankt. Mit hohem Fieber war er im Theater erschienen, hatte behauptet, er fühle sich gut genug, um zu spielen, hatte sich dann aber fünf Minuten vor der Vorstellung in seiner Garderobe erbrochen: dem Regisseur war nichts weiter übriggeblieben, als ihn nach Hause zu schicken und die Rolle selbst zu übernehmen. Alles geschah so rasch, daß niemand mehr auf den Gedanken kam, vor die Bühne zu treten und den Ersatzmann anzukündigen [...]. Der Regisseur gab sich alle erdenkliche Mühe und verlieh jeder Textzeile einen fast professionellen Schliff, doch es ließ sich nicht leugnen, daß er – gedrungen, nahezu kahlköpfig und schier blind ohne seine Brille, die er auf der Bühne nicht tragen wollte – vom Äußeren her für die Rolle des Alan Squier überhaupt nicht geeignet war. Bereits sein erster Auftritt hatte dafür gesorgt, daß die Mitspieler einander ins Wort fielen und vergaßen, wo sie zu stehen hatten, und nun, im ersten Akt, mitten in seinem bedeutenden Monolog über die Nutzlosigkeit seines Daseins [...] stieß er beim Gestikulieren mit der Hand ein Glas Wasser um, dessen Inhalt sich über den Tisch ergoß. Er versuchte die Sache mit einem Kichern und einer Reihe improvisierter Zeilen zu überspielen – ‚*Seht ihr? So nutzlos bin ich. Dann will ich mal aufwischen helfen.*‘ –, doch der Rest der Textstelle war ruiniert. Der Virus des Scheiterns, der die ganzen Wochen über geschlummert hatte, war nun schlagartig aktiv geworden und hatte sich von dem hilflos sich erbrechenden Mann aus verbreitet, bis alle Mitspieler infiziert waren – außer April Wheeler. [...]

Sie war nun ganz auf sich allein gestellt und wurde mit jeder Textzeile sichtlich schwächer. Vor dem Ende des ersten Akts merkten nicht nur die Players, sondern auch die Zuschauer, daß sie ihre Rolle nicht mehr im Griff hatte, und bald waren alle peinlich berührt. Mittlerweile bewegte sie sich abwechselnd zwischen unechten Bühnengebärden und furcht-

samer Reglosigkeit; sie zog verkrampft die Schultern ein, und trotz der dicken Schminke war zu erkennen, daß ihr die Schamröte in Hals und Gesicht stieg. [...]

In der Pause ging das Publikum grüppchenweise nach draußen; man rauchte, spazierte unbehaglich durch den High-School-Flur, studierte die Anschlagtafel und rieb sich die feuchten Hände an den schmalgeschnittenen Hosen und eleganten Baumwollhemden ab. Niemand wollte zurück in den Saal und den zweiten und letzten Akt über sich ergehen lassen, aber dann taten sie es doch alle. Auch die Players kamen wieder, und ihr einziger Gedanke, klar wie der Schweiß auf ihren Gesichtern, bestand inzwischen darin, dieses wahrhafte Trauerspiel so rasch wie möglich hinter sich zu bringen. Die Aufführung schien sich stundenlang hinzuziehen, eine grausame, endlose Geduldssprobe; April Wheelers Darbietung war so schlecht wie die der anderen, wenn nicht sogar noch schlechter. [...] Das Fallen des Vorhangs war ein wahrer Gnadenakt.

Der gedämpfte Applaus wurde bewußt so lange ausgedehnt, daß es zwei Vorhänge gab; beim einen waren die Players gerade auf dem Weg in die Seitenkulissen und stießen, als sie kehrtmachten, miteinander zusammen, der andere erwischte die drei Hauptdarsteller in einem flüchtigen Tableau menschlicher Trostlosigkeit [...].

Kurz darauf gingen die Lichter an, und niemand im Publikum wußte, wie er sich verhalten oder was er sagen sollte. Mrs. Helen Givings, die Immobilienmaklerin, ließ mit unsicherer Stimme immer wieder ein ‚sehr hübsch‘ vernehmen, doch die meisten Zuschauer blieben stumm und steif und fingerten, als sie aufstanden und in die Gänge zwischen den Reihen traten, nach ihren Zigarettenpäckchen. [...] Dann gingen die Lichter aus [...]. Nun sah man nur noch die Gesichter der Zuschauer, die durch die Gänge und Hauptausgänge hinausstrebten. Beflissen und mit großen Augen bewegten sie sich paarweise voran, als wäre ein ruhiger und geordneter Abgang von dieser Stätte auf einmal ihr einziges Lebensziel, ja, als würden sie überhaupt erst wieder zu leben beginnen, wenn sie draußen wären [...]“ (Yates 2008: 15 ff.)

Voraussetzung für die Entstehung von Peinlichkeit in dieser Situation der Theateraufführung ist zuallererst die Anwesenheit des Publikums: Denn die Verlegenheit entsteht nicht einfach durch die Inkompetenz der Laienschauspieler:innen, sondern vor allem dadurch, dass das Publikum dieses Unvermögen mit ansehen muss. Die Peinlichkeit und das damit verbundene unangenehme Gefühl betrifft sowohl die Verursacher:innen (in diesem Fall die Schauspieler:innen) als auch die Zuschauer:innen: Während jedoch die Schauspieler:innen fürchten, durch ihren verpatzten Auftritt einen Gesichtsverlust und damit eine Schädigung ihres gesellschaftlichen Ansehens zu erleiden, versucht das Publikum, sie eben davor zu beschützen. So vermeiden taktvolle Menschen es üblicherweise, andere Menschen in eine peinliche Situation zu bringen bzw. ihnen dabei zuzusehen, wie sie das selbst tun. Aus Rücksichtnahme (Goffman: *referential avoidance*) und Taktgefühl bleiben die unangenehm berührten Zuschauer:innen dann aber auch noch nach der Pause im Theater und tun so, als handelte es sich um eine ganz normale Theateraufführung (man klatscht sogar). Sie schauen bis zum bitteren Ende zu, um die Darsteller:innen, die ja ihre Nachbar:innen, Bekannte und/oder Kund:innen sind, nicht noch weiter zu demütigen. Auch den Schauspieler:innen ist bewusst, wie sehr sie sich gerade blamieren. Anders als in vielen Alltagssituationen lässt sich ein Theaterstück jedoch kaum vorzeitig beenden, ohne dass es einer besonderen Erklärung bedürfte, mit der sie vermutlich ihre Blamage und Inkompetenz öffentlich eingestehen müssten. So bleibt Publikum und Darsteller:innen nichts anderes übrig, als die Sache zusammen

durchzustehen, und es ist für alle schließlich eine Erleichterung, als sie am Ende des Stücks die Situation verlassen und die Interaktion beenden können.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch kurz der Unterschied zur Scham erwähnt: Peinlichkeit bzw. Verlegenheit sind situationsbezogene Emotionen und hängen unmittelbar mit der Wahrnehmung des Wahrgenommen-Werdens zusammen (vgl. Lenz 2016: 94). Verlässt man jedoch die Situation, hört auch die Verlegenheit auf. Im Gegensatz dazu ist die Scham ein stärker auf die Person bezogenes Gefühl und kann auch allein gefühlt werden ohne Anwesenheit anderer. Ausgangspunkt von Scham können zwar peinliche Situationen sein, das Gefühl von Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit des eigenen Selbst setzt sich jedoch auch über die Grenze einzelner Begegnungen hinaus fort. Eine gute Beschreibung hierfür findet sich in dem 2008 erschienenen Roman „Der Turm“ von Uwe Tellkamp.⁵ Der folgende Ausschnitt fokussiert das Erleben eines der drei Protagonisten des Buchs, Christian Hoffmann, ein 17jähriger Schüler, der in den 1980er Jahren in der DDR aufwächst.

„Er mochte große Feiern nicht, wie die heute abend, zum fünfzigsten Geburtstag seines Vaters, aller Voraussicht nach eine sein würde, und war lieber allein als in großer Gesellschaft. Er war keineswegs menschenscheu. Die Abneigung gegen Gesellschaft hing mit seinem Äußeren zusammen. Wenn es etwas gab, wofür Christian sich schämte, so war es sein Gesicht, gerade das, wohin Menschen eben immer sahen, wenn sie einen ansahen. Sein eigentlich anziehendes und ausdrucksvolles Gesicht war von Pubertätspickeln übersät, und er empfand gräßliche Scham bei dem Gedanken an all die Augenpaare, die ihn forschend, vielleicht auch spöttisch oder angeekelt anstarren würden. Gerade vor diesem Ausdruck des Ekels fürchtete er sich, das kannte er zur Genüge. Jemand drehte sich um, sah ihn an, konnte seine Bestürzung oder sogar Abscheu nicht verbergen und zeigte die Empfindung für den Bruchteil einer Sekunde ganz nackt. Dann bekam er sich in die Gewalt, bedachte, daß es Christian wohl verletzen müsse, wenn er ihn so erschrocken angaffte, und griff sich schnell ein anderes, ein möglichst unbeteiligt wirkendes Gesicht aus dem Vorrat an Gesichtern heraus, den die meisten Menschen benutzten, wenn sie anderen Menschen begegneten, die sie nicht näher kannten. Aber gerade dieses unbeteiligt wirkende Gesicht war es, was Christian um so mehr verletzte, denn es war für ihn erst das Eingeständnis, seine, Christians, Entstellung bemerkt zu haben und sie nun durch Nichtbeachtung zu übergehen. Christian empfand das meist so stark, daß er innerlich vor Abscheu über sein unreines Gesicht brannte.“ (Tellkamp 2008: 39)

In der vorliegenden Szene ist Christian mit seiner Scham allein. Das Gefühl wird bereits ausgelöst durch den bloßen Gedanken an direkte Begegnungen mit anderen Menschen und deren Wahrnehmung seiner Person. Besonders eindrücklich sind hier die detaillierten Beschreibungen der von ihm antizipierten Reaktionen der anderen auf seinen Anblick (die er als Ekel deutet) sowie ihre Versuche das vor ihm zu verstecken, was er jedoch zu durchschauen glaubt.

Sighard Neckel (1991: 109) bringt den Unterschied zwischen Scham und Peinlichkeit folgendermaßen auf den Punkt: „Scham wird hervorgerufen, wenn ein Akteur vermutet, dass andere im Einklang mit seiner eigenen Wertung das eigene Selbst irgendwie defizitär betrachten, während Peinlichkeit durch die Wahrnehmung entsteht, dass andere die Präsentation dieses Selbst als unzureichend halten.“

5 Für den Hinweis auf diese Szene danke ich Wolf-Peter Stiffl.